

Der Schlosser Uli

Autor(en): **Amstutz, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schlosser Uli.

Novelle von Ulrich Amstutz, Bern.

Nachdruck verboten.

Es lief eine andere Zeit durch die alten verschlafenen Gassen Berns. Eine Zeit des Erwachens, des Sichausstreckens, eine Zeit, die Arbeit und Verdienst in die Häuser brachte — aber auch die Unrast! Viel fremdes Volk kam in die Stadt, um die halbverfaulten, hölzernen Scheunen und Ställe an der Speichergasse niederzureißen und an ihre Stelle nüchterne, sandsteinene Häuser wie halbe Paläste zu errichten.

„Wüßte nicht, wozu wir ein Gymnasium brauchten! Als ob wir nicht an der grünen Schule gerade genug hätten!“ erieferte sich etwa einer weinweiß im Sternen an der Narbergergasse und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Karten und Gläser hüpfen und klirrten. „Ja, überhaupt, das verfluchte neumodische Zeug!“

Aber all das heimliche Schimpfen und Wüßten konnte nicht hindern, daß das Alte, Verbrauchte schwinden mußte, um Neuem Platz zu machen. Die Steinhauer, Maurer und Zimmerleute konnten sich wehren wie sie wollten, sie mußten doch von den fremden Männern einstellen, die das Land in Schwärmen überliefen, wenn sie die viele Arbeit, die jetzt zu bewältigen war, hinter sich bringen wollten. Auch die Krämer und Wirtsleute mußten mit ihrem Aerger gegen die italienischen, spanischen und deutschen Arbeiter hübsch an sich halten und gute Mienen zum scheinbar bösen Spiel machen, wenn sie nicht Geld und gute Kunden verlieren wollten. Was nützte es, den alten Berner Hartkopf herauszukehren? Wenn die fremden Leute wollten, konnten sie sich auch selber mit Lebensmitteln und Getränken versehen. Das hatte der Kossi-Toni mit seiner Wirtschaft bewiesen. Was hatte man dann davon? Nichts! Nur Aerger und Verdruß wuchs daraus und Schaden! Oder war es etwa kein Schaden, wenn jetzt die halbe Stadt in die Barackenwirtschaft neben dem Schlosser Uli Krähenbühl lief und dort ihr Geld vertrank, statt es in die Keller und Pirten der Berner zu bringen. Es war bei Gott nicht nötig, daß noch andere diesem Beispiel folgten und gar Kaufläden aufmachten, um am Ende das ganze Schaffervolk an sich zu ziehen. Nein, bei Gott nicht! Einer, der bei jeder Gelegenheit auf die fremden „Föhel“ schimpfte und wetterte, war der Schlosser Ulrich Krähenbühl an der Speichergasse, neben dessen Werkstatt der dunkelbraune Kalabrese Carlo Kossi seine Wirtschaft eingerichtet.

„Es soll sich bloß einer unterstehen und einen Schritt in die Beize setzen! Den werfe ich eigenhändig aus meiner Butike, verstanden ... Eigenhändig!“ sprach er am Zahltagssamstag zu seinen zwei Gesellen und rechte die sieben Fuß lange Gestalt drohend zur ruhigen Werkstattdecke. „So ein Grampolvolk, so ein verfluchtes!“

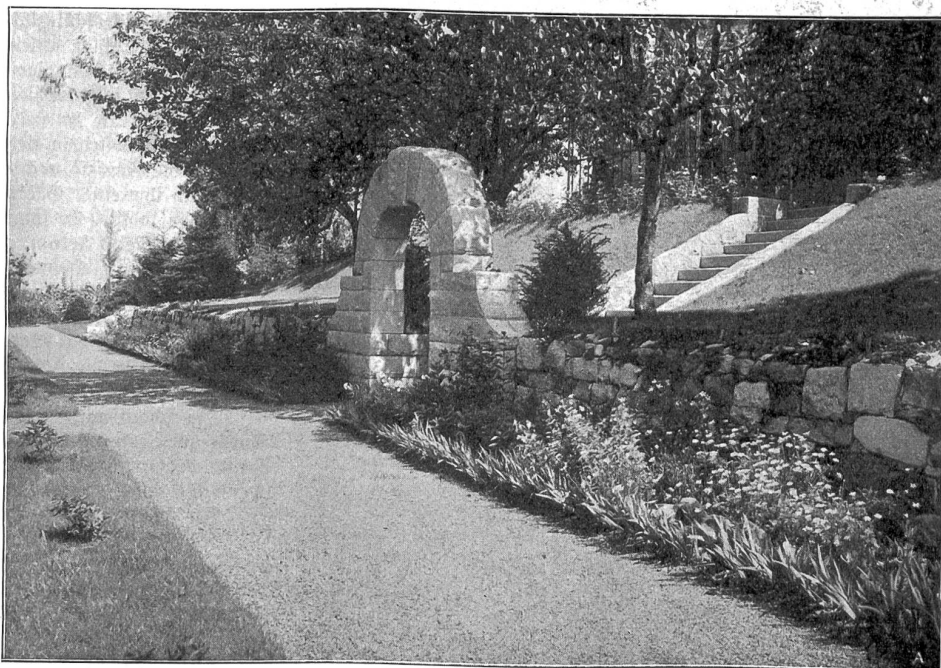
Sonst war der Schlosser Uli ein gerechter, wenn auch ein strenger Mann. Im Quartier ward er geachtet, aber eher gefürchtet als geliebt. Die jedoch, welche ihn näher kannten,

wußten, daß hinter dem barschen Wesen eine warme Seele verborgen lag und daß nur sein struppiger rotbrauner Bart ihn also finster aussehen ließ, daß die Buben und Meitli erschreckt davonliefen, wenn er in der Dämmerung zum Schmied Uhler im Sternengäßchen ging. Er war aber auch gar ein Langer. „Der Ries, der Ries!“ schrienen manchmal die Kinder ihm aus weiter Entfernung nach.

Daß man dem Schlosser Uli willkürlich in seinen Besitz hineinredete und ihn von der Gemeinde aus zwang, seinen Grund und Boden wegzugeben, das ärgerte ihn, das machte ihn wütend. Wo sollte er jetzt seine paar Schweinchen mästen, wenn er das Häuschen hinter den Scheunen nicht mehr hatte? Und wo seine Bohnen und den Kohl reifen sehen, wenn sie ihm seinen Pflanzplatz neben den Ställen überbauten? Förmlich unter den Füßen weg stahlen sie einem das bißchen Boden, an dem man hing, als wäre es ein Stück vom eigenen Leib!

Meinten die im Rathaus unten, er, der Schlosser Uli Krähenbühl, dessen Urgroßvater schon am Narbergertor gewohnt und gebeielet, gehe über die rote Brücke, um sein Geseck zu pflanzen? Nie und nimmer!

Allmählich schimpfte sich der Schlosser-Uli in einen dumpfen Grimm hinein, und da er ihn nicht an Steinen und Sandhaufen austoben konnte, so richtete er ihn gegen die Arbeiter, vorab die fremden, die Italiener. Nicht ein einziges Mal würde er den Kopf nach dem Bauplatz gewandt haben, um das Fortschreiten der Arbeiten zu sehen, wenn er in den „Sternen“ zum Abendstoppengang ging. Absichtlich blickte er im Ausschreiten der linken Mauerseite entlang und lief oft wie ein Schelm um die Ecke in das Sternengäßchen hinein. Wenn aber am Wirtshaustisch die Rede auf die Bauerei an der Speichergasse kam, so verhielt sich der Schlosser-Uli anfänglich so, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Er machte das gleichgültigste Gesicht von der Welt, drehte sein Glas in den Fingern herum und faute an den Schnauzspitzen. Sagte dann der Schmied Uhler: „Ist's wahr oder nicht! Mit der Zeit gehen muß man; ein dummer Böhl nur versucht, einen sechsspännigen Wagen am Vorwärtsgehen zu behindern“ — wohl, dann konnte es vor-



Gartenkunst. Garten „Schlößli“ Bollikon. Die Trockenmauer ist vor eine bestehende häßliche Zementmauer gesetzt, davor sind Blütenstauben gepflanzt; ein Steinbogen faßt die Mauern zusammen und bildet den Durchgang zum Haus an alten Obstbäumen vorbei. Nach Entwurf von G. Ammann ausgeführt von Otto Froebel's Erben, Zürich.

kommen, daß der Schlosser-Mli das Glas hart auf den Tisch stellte, die schwere Faust vor sich legte und zu reden anhub, daß alles in der Gassstube schwieg: Wie das Fremde die guten alten Sitten zerstöre, vor nichts mehr Respekt habe und einen die neuen Häuser nicht mehr kennen würden, sodaß man sich in der eigenen Stadt bald vorkommen müsse wie ein Fremder. Ob sie denn eigentlich nicht merkten, daß das Neue nichts vom Bestehenden wissen wolle und daß man dann zwischen dem Neuen und dem Alten einhergehen könne wie ein Geduldeter, wie einer, den man am liebsten weghaben wollte ... Gewöhnlich trank er dann hastig den Wein aus und ging heim.

„Ach bah, der Schlosser Mli war schon als Bub ein Eigener!“ sagten die Zurückgebliebenen, dachten aber im geheimen doch, er habe ein wenig recht gehabt. Und aus den stillen Gedanken heraus fügte der Schmied Uhlher hinzu: „Wenn seine Frau jetzt noch lebte, müßte die das ganze Gestümm noch einmal mit anhören ... 's ist eines Teiles doch gut, daß sie sich beizeiten in die Ruhe gerettet hat. So alte wunderliche Menschen können unerträglich werden ...“

Es war in der Mitte des zweiten Baujahres, als an einem frischen Morgen der Architekt der neuen Speichergasse in die Werkstatt des Schlosser Mli kam.

„Es gibt einen guten Tag heute, Meister!“

Der brummte etwas Unverständliches in seinen roten Bart, worauf der Bauherr sagte, es sei jetzt das große Gitter um den Spielplatz zu machen oder etwa vierhundert Fensterbeschläge. Er könne die Arbeit mit dem Schlosser Guggler aus der Postgasse teilen. „Das heißt, wenn Ihr überhaupt wollt!“ fügte er schmunzelnd hinzu.



Gartenkunst. Dekorative Steinvasen. Eine Reihe grauer Steinvasen vor hoher Thujahecke sind mit dem zarten Blau des Ageratum geschmückt, während Efeu die Postamente berankt, die in einem Teppich von silbergrauem Gnaphalium stehen; aus dem Schatten leuchten die weinroten Dolben der Verbena tubikola. Nach Entwurf von G. Ammann ausgeführt von Ditto Froebel's Erben, Zürich.

Halb mißtrauisch und doch halb freudig erregt, hob Krähenbühl den Blick und forschte im Gesicht des Architekten. Wollte der ihn am Ende fixen? „Man kann sich's ja überlegen,“ sagte er ruhig, „ja, man kann sich's ja überlegen!“

Verwundert und etwas enttäuscht zugleich ging der Architekt. „Gut, Meister Krähenbühl, überlegt es Euch; ich hole mir in zwei Tagen den Bescheid.“

Und der Schlosser Mli begann sofort das Überlegen. Im Oberstod nahm er aus dem „Sekretär“ ein Fläschchen Cognac heraus und goß bedächtig ein Gläschen voll davon hinter den Kragen. Während er noch mit der Zunge schnalzte, fiel sein Blick auf das Bildnis seiner verstorbenen Frau, die von früher her an die kleinen Schiebefächer lehnte und ihn seit Jahr und Tag starr anlächelte. Ein leichter Unwille kam über ihn. „Nein, ich mache es doch nicht!“ sprach er laut zu sich und schloß den Falldeckel. Mit dem Einschneppen des Schlosses kam ihm aber in den Sinn, daß an der Sache ein hübsches Schübelein Geld zu verdienen wäre. „Und es ist nicht wegen dem,“ redete er einige Zeit nachher auf sich ein, „mit Cholderen bringt keiner ein Haus weg. Aber später wird man sagen, der und der hat das und das daran geschaffen. Und wenn ich jetzt nein sage, wird mein Name niemand nennen. Sie werden höchstens lächeln und spotten: ‚Der Schlosser Mli hat sich nichts zugetraut!‘ Aus seinem Grübeln heraus begann er sogar seiner verstorbenen Frau in die Ewigkeit hinein zu grollen: „Wäre zwischen dir und mir der Sohn aufgestanden, wie ich's erhoffte und wie es sich für ein rechtes Paar gehört, ich wüßte wohl, was ich jetzt täte. Aber so! Er könnte heute über zwanzig sein und Kanonier, wie ich einer war, vielleicht sogar Unteroffizier!“

Unwillig trat er ans Fenster und sah seit langem zum ersten Mal den spielenden Kindern zu. Die Frühlingssonne malte ihnen die Bäcklein rot und schien sträg seitwärts in die Sandhöhlen am Bauplatz. Freilich, hätte sie es mit dem Sterben nicht so eilig gehabt, es hätte alles noch werden können!

Nun kam er ganz von dem weg, worüber er eigentlich hatte nachsinnen wollen, und machte sich leise Selbstvorwürfe: Daß er allmählich so kühl und kalt geworden, oft hart und schroff zu ihr gewesen und daß er sie in den kranken Tagen sogar als schweres, unbequemes Anhängsel betrachtet hatte ... „Ach was,“ entschuldigte er sich schließlich und ließ die schwere Faust auf das Fensterschloß fallen, „hätte sie den verdammten Jähzorn besser bändigen können, der oft alle Grenzen überschritt, so wäre sie mir auch nie so widerwärtig geworden ... Sie ist an allem Kreuz alleine schuld!“

Im Treppabsteigen fiel ihm dann noch ein, daß er übrigens die Fünzig noch gar nicht gestreift habe und daß, wenn ihm eine „Gäbige“ in den Weg liefe, er schon noch sehen wollte. Er komme sowieso nur mit Not um ein schönes Meitli herum.

Das war an einem Donnerstag.

Am darauffolgenden Samstag trat der Schlosser Mli schon am frühen Morgen mit einem Liedlein auf den Lippen durch die Werkstatttüre. Verwundert drehen die Gesellen die Köpfe. War denn ihr Alter aus dem Häuschen?

„Ja, schaut nur,“ rief ihnen der Meister gehobenen Tones zu; „mir scheint halt heute die Sonne durch die Haut, daß mich alten Knaben das Freuen ankommt, wenn ihr erlaubt.“

Die Gesellen grinsten.

„War der Baumeister schon da? Ge?“ kundschafte er sie aus. „Nicht! Nun, ich denke, wir machen das Gitter zu Platz und wenn möglich ein Treppengeländer dazu ... Mir scheint, so viel wie die Postgäß-Schlössler können wir auch!“

Die Hände in die Seiten gestemmt, forschte er in

den Gesichtern der Gesellen. Diese lachten: „Das wollen wir meinen!“

Den ganzen Vormittag sprachen die drei von der neuen Arbeit, vom Eisen, das sie verwenden wollten, und von den Ornamenten, die es zu schmieden gab. „Wir lassen uns nicht lumpen! Es soll die beste Schlosserarbeit am Bau werden!“

Als gegen vier Uhr nachmittags der Architekt die Werkstattdüre öffnete, lag eine frohe Laune auf den drei Schlossergesichtern.

„So hell habe ich Euch noch nie gesehen, Meister,“ sprach er zum Schlosser Uli. „Nicht jeder Tag ist ein Sonnentag wie heute,“ gab dieser schmunzelnd zurück. „Wir wollen den Beginn der Arbeit mit einem guten Trunk besiegeln! Was meint Ihr, Baumeister!“

„s ist mir aus den Augen gelesen,“ erwiderte der und rieb sich die Hände; „aber beim Rossi-Toni soll es sein! Dem sein Chianti schleicht wie Milch und Honig durch den Hals!“

Krähenbühl sah seitwärts nach den Gesellen hin und fraute sich den roten Bart. Auf der Stirne zogen sich Falten zusammen. Er befann sich erst eine Zeit lang, ehe er antwortete.



Friedhofskunst an der Schweiz, Landesausstellung. Der Mittelgang des Waldfriedhofs beim „Dörfli“ mit Grabsteinen der Firma A. Schuppisser, Zürich (Vertreter der Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst).

„Meinetwegen,“ sagte er dann hart, „wenn Ihr mich durchaus in die Baradenbeize schleppen wollt!“ Im geheimen dachte er: Ah bah, einmal ist keinmal, und nachher bringen mich keine vier Pferde mehr hinein!

(Fortsetzung folgt)

Krieg!

Nachdruck verboten.

Wir glaubten uns mitten im Frieden. Wir sahen den regen Austausch materieller und geistiger Güter von Land zu Land. Wir waren nicht freudetrunken im Gedanken an eine Völkerverbrüderung, und doch empfanden wir die wohlwollenden Beziehungen zwischen den Nationen als etwas Beglückendes. Wir konnten uns nicht mehr in eine Zeit zurückdenken, in der jeder Staat ein isoliertes Dasein führte. Früher zogen wohl ruhmstüchtige Fürsten gegen ihre Rivalen in den Krieg. Ihre Völker kannten einander kaum und opferten sich für die ehrgeizigen Pläne ihrer Herrscher. So lehrte uns — glaubten wir — die Geschichte.

Heute lobert die Kriegsfackel in ganz Europa. Wir wissen, wir sind die Zeitgenossen eines weltgeschichtlichen Ereignisses. Als eine furchtbare Tatsache steht es vor uns; seine tieferen Ursachen scheinen uns verhüllt.

War aber unser Friedenswahn begründet? Wir forschen in der Geschichte vergangener Jahrhunderte und täuschen uns hinweg über die Zeit, die wir selbst miterlebt. Nein, die letzte Jahrhundertwende war kein friedliebendes Zeitalter. In allen Weltteilen wurde im Kriege über Machtfragen entschieden, auch in unserm Europa. Japan, die junge aufstrebende Macht der gelben Rasse, kämpfte erst gegen das absterbende China, dann gegen Rußland, die europäische Macht des Ostens. Die Vereinigten Staaten Amerikas trugen ihre Waffen gegen das alte Spanien, daß seinen letzten Kolonialbesitz in der neuen Welt zu behaupten suchte. Italien focht gegen Abyssinien und gegen die Türkei, England gegen das Burenvolk. Auf dem Balkan mußte sich die Türkei, kaum aus dem tripolitanischen Kriege zurückgekehrt, gegen die andern Balkanvölker verteidigen. Auf dem Balkan ist auch der heutige Krieg entbrannt.

So tiefe Wunden diese Kriege aber den Völkern auch schlugen, so rasch erholten sie sich wieder. Welche Wandlungen haben sich in diesem Jahrhundert in China, dessen Volk nach dem japanischen Kriege noch gegen Deutschland kämpfte, vollzogen! Serbien, das im Balkankriege schwere Verluste erlitten, fühlt sich heute wieder stark zum Kampfe. Der Krieg vernichtet, aber er weckt wieder neue Kräfte.

Die Zeitungen geben ihren Nachrichten den Titel „Vom Europäischen Kriege“. Es ist der erste wieder seit hundert Jahren. Aber die Ursachen und treibenden Kräfte jenes weltgeschichtlichen Kampfes sind für uns mühelos erkennbar; sie waren es wohl schon für die Zeitgenossen. Damals führte ein Allgewaltiger das durch die Revolution verjüngte Franzosenvolk von Sieg zu Sieg. Frische, ungebrochene Kräfte gelangten zu ungebändigter Betätigung. Ein Mann und ein Volk warfen wie ein Orkan alles Widerstrebende zu Boden. Aber in den Zeiten der größten Erniedrigung erwachten in den Unterdrückten neue Kräfte. Wie vorher nach Osten, brauste jetzt der Sturm nach Westen und entlud sich in den beiden Gewittern von Leipzig und Waterloo. Gewaltig war der Aufstieg Napoleons gewesen, nicht weniger erschütternd war die Agonie.

Welches waren die treibenden Kräfte des europäischen Kriege, dessen Zeitgenossen wir sind?

Auf diese Frage wird der Geschichtschreiber antworten, der nach Jahrzehnten oder erst Jahrhunderten leidenschaftslos die Archive studieren, die Berichte der Zeitgenossen sammeln und prüfend vergleichen wird. Unser Urteil schwanft noch von Stunde zu Stunde. Eines ist uns heute schon klar. Der Mord von Serajewo, der die äußere Veranlassung zur Entfaltung